

p

Psychotherapiewissenschaft
in Forschung, Profession und Kultur

Band 30

Gerhard Burda

Epistemische Achtsamkeit

Psychotherapiewissenschaft und die
Analytische Psychologie C. G. Jungs



WAXMANN

Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur

Schriftenreihe der
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien

Herausgegeben von Bernd Rieken

Band 30

Die Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien ist die erste akademische Lehrstätte, an der die Ausbildung zum Psychotherapeuten integraler Bestandteil eines eigenen wissenschaftlichen Studiums ist. Durch das Studium der Psychotherapiewissenschaft (PTW) wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Psychotherapie eine hoch professionelle Tätigkeit ist, die – wie andere hoch professionelle Tätigkeiten auch – neben einer praktischen Ausbildung eines eigenen akademischen Studiums bedarf. Das hat zur Konsequenz, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr nicht mehr ausschließlich den Nachbardisziplinen Psychiatrie und Klinische Psychologie mit ihrer nomologischen Orientierung obliegt, sodass die PTW als eigene Disziplin an Konturen gewinnen kann.

Vor diesem Hintergrund wird die Titelwahl der wissenschaftlichen Reihe transparent: Es soll nicht nur die Kluft, welche zwischen Psychotherapieforschung und Profession besteht, verringert, sondern auch berücksichtigt werden, dass man der Komplexität des Gegenstands am ehesten dann gerecht wird, wenn neben den üblichen Zugängen der Human- und Naturwissenschaften auch Methoden und/oder Fragestellungen aus dem Bereich der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften Berücksichtigung finden.

Gerhard Burda

Epistemische Achtsamkeit

Psychotherapiewissenschaft und
die Analytische Psychologie C. G. Jungs



Waxmann 2021
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Band 30

ISSN 2192-2233

Print-ISBN 978-3-8309-4323-5

E-Book-ISBN 978-3-8309-9323-0

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2021

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Umschlagabbildung: © Kurt Pichlbaum

Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Denn wie diese beiden Kräfte Streit und Liebe vordem waren, so werden sie auch fürder sein,
und ich glaube, nimmer wird die unendliche Ewigkeit dieser beiden beraubt sein.*
Empedoklés, Fragmente

Im Andenken an Günter Langwieler

Vorwort

Dieser Band ist bereits die vierte Monographie, die Gerhard Burda in der vorliegenden Buchreihe veröffentlicht. Allen ist gemeinsam, mit dazu beizutragen, die Psychotherapiewissenschaft als eine selbstständige Disziplin zu etablieren, die sich nicht auf Psychiatrie oder Klinische Psychologie reduzieren lässt. Letztere zielen nämlich aufs Allgemeine – den ‚Fall‘, die ‚Diagnose‘, die standardisierte ‚Intervention‘ etc. – und thematisieren damit zwar Teilbereiche, aber nicht jenen Aspekt des psychotherapeutischen Prozesses, der vor allem dadurch charakterisiert ist, dass zwei Subjekte einander begegnen. Demgemäß versteht Burda in seiner Dissertation „Formate der Seele“ (2012) den psychotherapeutischen Prozess als ein mediales Milieu, das heißt, als ein solches, bei dem der Andere nicht unmittelbar und ‚objektiv‘, sondern nur vermittelt erscheint. Und dementsprechend wird die Psychotherapiewissenschaft als „Phänomediologie“ des Heilens und Forschens verstanden, als eine Theorie, in der die Phänomene vermittelt erscheinen. Das impliziert einerseits die Möglichkeit der Fremdheit gegenüber dem Anderen, andererseits der Verbundenheit mit ihm. Diese Problematik thematisiert Burda in seinem nächsten Buch „Psychoanalyse der Erlösung“, und zwar fokussiert auf Religion, deren Anliegen, die Welt zum Guten hin zu verändern, sich aus dem Bewusst-Werden über den Verlust des Anderen – und damit von Beziehung – ergebe. In „Pandora und die Metaphysica medialis“ wird das Spannungsverhältnis von Fremdheit und Vertrautheit zunächst auf die antike Metaphysik angewendet und diese gleichzeitig neu gelesen, indem Burda sie auf der Folie eines medialen Sinnverständnisses als Theorie von Verbindungs- und Trennungsverhältnissen interpretiert und sich außerdem, anknüpfend an seine Dissertation, fragt, welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Psychotherapiewissenschaft ergeben.

Die grundlegende Thematik von Verbindung und Trennung ist nun auch konstitutiv für das vorliegende Buch, indem aus dieser Perspektive Philosophie, Psychotherapiewissenschaft und Analytische Psychologie C. G. Jungs miteinander in Verbindung gebracht werden. Insgesamt ist demnach ein roter Faden vorhanden, der sich durch alle vier Monographien zieht und ein menschliches Grundproblem zur Sprache bringt, das, um ein Bild aus der Genesis aufzugreifen, sich daraus ergibt, dass wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben und nun auf uns allein gestellt sind, woraus eine grundlegende Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies und nach dem Anderen erwächst. Das hat neben der religiösen auch eine philosophische und insbesondere eine psychische Dimension, weswegen Burdas Arbeiten eine bedeutende Bereicherung für die Psychotherapiewissenschaft als selbstständige Disziplin darstellen.

Bernd Rieken

Inhalt

Einführung	11
Einleitung	19
I Grundlagen Psychotherapiewissenschaft	
1 Wissen und Wirklichkeit	27
2 Wirklichkeit und Phantasma	36
Das Phantasma vom Phantasma	37
Homo medialis	41
Die Selbst-Differenz des Bewusstseins	45
Epistemische Ethik	47
3 Vom Mythos zur Wissenschaft	53
II Grundkonzepte Analytische Psychologie	
4 Das „kleine Licht“ des <i>Unus mundus</i>	67
Mysterium coniunctionis	72
No. 1 und No. 2	76
Metapsychologie 2.0	85
In der Spur des Heiligen	88
5 Plurimediale Komplexe	93
Komplex, Psyche, Selbst	96
Ich und Affekt	98
Komplex und Begriff	98
Komplex und Mythos	99
Affekt und Sprache	100
Zur Möglichkeit einer Differenzierung von Komplexen	100
Descartes und die Alchemie des Ich-Komplexes	102
Alchemie: <i>Solve et coagula!</i>	107
Metaphysische Implikationen	109
6 Archetypische Dilemmata	114
Das Dilemma (mit) der Wissenschaft	114
Das autistische Gehirn als das wahre Subjekt der Moderne	120
Die Kluft zwischen Neuralem und Sozialem	122

Realismus, Konstruktivismus und die Kluft der Erkenntnis	126
Das Dilemma (mit) der Metaphysik	129
Das Dilemma (mit) der Erkenntnistheorie	135
Verwendete Abkürzungen	145
Referenzen	145

Einführung

Meine Ausführungen bringen drei Bereiche miteinander in Verbindung: die Philosophie, die Analytische Psychologie Carl Gustav Jungs und eine Wissenschaft, die sich mit Psychotherapie befasst – die Psychotherapiewissenschaft. Ich verrate wohl kein Geheimnis, wenn ich behaupte, dass die Grundlagen dieser Bereiche gleichermaßen schwankend sind. Zu vage, zu sehr mit Vorurteilen und simplen Meinungen ist alles vermeintlich gesichertes Wissen behaftet. Jahrtausende der Ideengeschichte und Auseinandersetzung mit den Fragen, die das Leben stellt, belegen dies ebenso eindrucksvoll wie der gegenwärtige Wissenschaftsbetrieb, der sich an eben diesen Fragen abarbeitet oder sie größtenteils auch verdrängt. Doch verdrängen lassen sich diese Fragen nicht. Das Werk Jungs kann als Aufruf dazu gelesen werden, sich diesen Fragen auszusetzen. Was die Auseinandersetzung ermöglicht, ist jenes „kleine Licht“, dessen zentralen Stellenwert zu betonen Jung nicht müde wird: das „kleine Licht“ des Bewusstseins, das oft genug flackert und bei weitem nicht so hell strahlt wie gerne behauptet und auch geglaubt wird. Es ermöglicht uns bei aller Beschränkung dennoch etwas, das ich hier ins Zentrum meiner Ausführungen stellen möchte: das Aufmerksam-Werden auf zwei Dynamiken, ohne die es kein Wissen geben kann. Es sind dies Verbindung und Trennung. Verbindung und Trennung stellen jene beiden Grundbewegungen dar, die unser Leben, unsere Beziehungen, unsere Erzählungen über Identität, über Sinn, Werte und Wissen bestimmen. Warum dies so ist und wo ihr Ursprung liegt – im Subjekt oder in der Natur oder in einem *ignotum X* –, können wir nicht eruieren. Wir können nur feststellen, *dass* es so ist, und dass buchstäblich alles, was wir denken, verstehen, erfassen und mitteilen können auf diesen Vorstellungen von Verbindung und Trennung¹ beruht. Ohne diese Vorstellungen könnten wir nichts wissen und auch nicht therapeutisch arbeiten.

Verbindung und Trennung wurden bereits vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden vom griechischen Philosophen Empedokles unter den Bezeichnungen *philos* und *neikos*, Liebe und Streit, thematisiert.² Sie sind einerseits Grundkonstanten der *conditio (in-)humana*, die den Menschen dynamisch ergreifen und vor jeder Sprache ein Gefüge schaffen, in das er eingebettet ist. Andererseits stellen sie tiefe Bedürfnisse dar, die vom Menschen entsprechend agiert werden. Sie regeln das Verhältnis zur Umwelt, zum anderen bzw. auch zum ganz Anderen und zu uns selbst. In Wissenschaft und Religion geben sie sich ein Stelldichein und bestimmen auch die Art

-
- 1 Um hier ein Beispiel aus der neueren Gehirnmetaphysik zu bringen: „In essence, the central assumption of IIT is that these two fundamental properties of conscious experience – information and integration – rest on the coexistence of differentiation and integration, that is, on a unique balance between diversity and unity in the physical brain“ (Tononi 2018, 71).
 - 2 Freud hat Empedokles deshalb in seinem Aufsatz *Jenseits des Lustprinzips* auch ausdrücklich als Entdecker des Dualismus von Lebens- und Todestrieb gewürdigt.

und Weise wie diese Dynamiken selbst theoretisch zur Sprache kommen können. Sie werden bereits vorausgesetzt, wenn irgendeine Form der Genealogie oder Lokalität, zeitlich wie örtlich, erfasst zu werden versucht wird. Sie tauchen im Verhältnis von Theorien zu ihren Gegenständen und ebenso im Verhältnis wissenschaftlicher Theorien zueinander auf. Ohne sie gäbe es keine Begriffe wie Einheit, Ganzheit, Unterteiltheit³, Differenz, Diversität, Kontinuität, Diskontinuität, Kausalität, Entwicklung, Geschichte, Emanzipation und viele mehr. Letztlich stellen Verbindung und Trennung ein *komplementäres Verhältnis* zueinander dar, das – so der zentrale Leitgedanke – *nicht* zugunsten einer der beiden Dynamiken aufgelöst und entschieden werden kann. Die Beachtung einer Art fragilen Balance zwischen diesen Dynamiken kann als ethisches Anliegen formuliert werden.

Verbindung und Trennung stehen somit auch im Zentrum meiner Überlegungen, wenn es um das Verhältnis von (Psychotherapie-)Wissenschaft und Analytische Psychologie geht. Damit verfolge ich ein ganz bestimmtes Ziel: Psychotherapie (PT in Folge) wird in letzter Zeit wieder vermehrt Untersuchungen in Hinblick auf Wirksamkeit und Wissenschaftlichkeit ausgesetzt. Dahinter steht ein von einem naturalistischen Zeitgeist flankiertes, neoliberales Ökonomiestrategem, das diese Untersuchungen am Standard naturwissenschaftlich orientierter Expertisen orientiert. Die hier vorgestellte Psychotherapiewissenschaft (PTW) der Analytischen Psychologie (AP) soll nun nachweisen, dass dadurch insofern eine defiziente *epistemische Situation* geschaffen wird, als der Untersuchungsgegenstand, die PT, einem theoretischen und methodischen Design ausgesetzt wird, dessen (*ontische*, ethische und soziale) Implikationen nicht angemessen realisiert werden und deshalb fragwürdig erscheinen. Epistemische Situationen sind besondere (*mediale*) Situationen, in denen es um die Gewinnung von Wissen auf der Basis bestimmter *epistemischer Ensembles* (Hypothesen, Theorien, Methoden, epistemische und ontische Interpretationen, performative Praktiken usw.) geht. Die *epistemische Interpretation* bezieht sich dabei auf konkrete, operational in einer bestimmten epistemischen Situation zugängliche Zustände, Phänomene, Sachverhalte und dergleichen. Sie beruht auf einer *ontischen Interpretation*, die auf das ‚Ganze‘ der Beschreibung der epistemischen Situation gerichtet ist, also auf etwas, das gerade *nicht* operational – sprich: ‚evidenzbasiert‘ – zugänglich sein und ausgewiesen werden kann. Ontische Interpretationen erachten die Eigenschaften und Dynamiken einer epistemischen Situation als vollständig und abstrakt beschreibbar. Die leider größtenteils übliche Vermischung dieser beiden Arten von Interpretation führt zu einer *Missachtung einer grundsätzlichen Erkenntnisgrenze*. Sie bewirkt, dass epistemische Ensembles einem *phantasmatischen Apriori* in Bezug auf die Interpretation des Verhältnisses von Wissen und Wirklichkeit unterliegen oder, in anderen Worten, ihrem epistemischen Unbewussten.

Mit dieser Thematik hat grundsätzlich jede Wissenschaft zu tun. Auch in der PT liegt eine spezielle epistemische Situation vor, die ebenso die Frage aufwirft, auf welcher ontischen Grundlage epistemisch interpretiert werden soll. Die angesprochene

3 Zum Ganzheitsbegriff in der Physik vgl. Atmanspacher 1996.

Grundlagenproblematik verschärft sich, wenn erweiterte inter-epistemische Situationen geschaffen werden, die unterschiedliche epistemische Ensembles aufeinander beziehen. Das ist etwa dann der Fall, wenn die PT von externen wissenschaftlichen Experten beurteilt werden soll. Dann stehen einander zwei epistemische Ensembles in einer neuen epistemischen Situation gegenüber. Die Frage ist nun, ob in der neuen Situation der Beurteilung der PT durch Experten die Gewinnung von Wissen angestrebt wird oder ob es nicht eher um das Herstellen eines Herrschaftsverhältnisses geht, dessen Grundlagen nicht reflektiert werden, da epistemische und ontische Interpretationen nicht unterschieden werden, sondern einfach nur eine *universelle* Geltung auf der Grundlage des eigenen epistemischen Ensembles beansprucht wird. Ein besonderes Anliegen, das ich verfolge, ist deshalb, auf eine besondere *epistemische Achtsamkeit* bzw. auf einen *epistemisch-ethischen Imperativ* aufmerksam zu machen. Achtsamkeit ist heutzutage ein geläufiger und mitunter inflationär gebrauchter Begriff. Hier soll er für jene umfassende und klare Offenheit in epistemischen, das heißt um Wissen bemühten, Situationen stehen, die realisieren kann, dass es ohne Vorstellungen von Verbindung und Trennung kein Wissen gibt. Zu dieser offenen Haltung gehört unverzichtbar – und dies ist der Unterschied etwa zu religiösen, quasi-religiösen oder rein spekulativen Bestrebungen – das Bewusstsein einer epistemologischen *Grenze*. Eine psychotherapiewissenschaftlich orientierte Untersuchung schafft nun selbst eine besondere epistemische Situation, bei der das epistemische Ensemble einer bestimmten PT-Richtung – im vorliegenden Fall also dasjenige der AP – untersucht wird. Sie kann sich aber auch des eben angesprochenen Verhältnisses von PT und beurteilenden Experten annehmen und PT und Wissenschaft auf einer neu entwickelten, *medialen* Grundlage in Beziehung zueinander setzen. Wissenschaftliche Theorien sind intern wie extern komplexe *Verbindungs- und Trennungsverhältnisse* (in Folge VTV). Sie sind in einem *medialen*, historisch-kulturellen Kontext entstanden und wirken als *Medien* einerseits auf das gesamte mediale Feld ein. Zugleich wirkt andererseits auch das Feld verändernd auf sie ein. In meiner Arbeit wird es nun darum gehen, eine neue epistemische Situation zu entfalten, die dadurch wissenschaftsphilosophisch legitimiert werden kann, dass sie jene unbeachteten ontischen Implikationen untersucht. Dadurch wird es nicht nur möglich, verschiedene ‚Wirklichkeiten‘ mit ihnen entsprechenden Gegenständen zu unterscheiden, sondern auch unterschiedliche Niveaus von inter-epistemischen Situationen, nämlich trennende, die mehr von Divergenz und Konkurrenz beherrscht sind, und verbindende, wenn Konvergenzen im Zentrum stehen. Auf eben dieser Basis lässt sich auch eine Verbindung von Episteme und Ethik herstellen. Epistemische Achtsamkeit fordert demnach ein Bewusstsein dafür ein, dass *epistemische Situationen grundsätzlich auch ethische Situationen* sind. Besonders in epistemischen Situationen, in denen unterschiedliche epistemische Ensembles bzw. Theorien aufeinander Bezug nehmen, ist es geboten, sich über das komplexe VTV der Situation Klarheit zu verschaffen.

Der Text diskutiert zu Beginn die philosophischen Grundlagen der noch jungen Disziplin Psychotherapiewissenschaft (PTW) und leitet danach zur Analytischen Psychologie (AP) C.G. Jungs über. Das Ziel ist dabei, eine *Psychotherapiewissen-*

schaft der Analytischen Psychologie anzudenken. Dabei konzentriere ich mich nur auf Jungs wissenschaftstheoretisch relevante Texte in ihrer Verbindung zu zentralen Konzepten wie *Komplex*, *Archetyp* und *Selbst*.⁴ Der Weg von den Grundlagen von PTW zur AP und zu den Wissenschaften bezieht weite Teile der abendländischen Denkgeschichte aufeinander und bereitet dadurch ein Verständnis für das komplexe VTV vor, in welchem Wissenschaft und PT zueinander stehen. Warum nun dieser Blick in die abendländische Denkgeschichte? Die AP ist, wie PT allgemein, in eben jenem besonderen historisch-kulturellen Kontext entstanden, dem auch unsere Institutionen und Wissenschaften entstammen. Die Geschichte dieses Kontextes beginnt mit der oralen Tradition des Mythos und setzt sich in der antiken Philosophie und Metaphysik als einem ersten Versuch von Wissenschaft und weiter in der Ausbildung der bekannten Einzelwissenschaften fort. Verbindung und Trennung sind dabei die Grundbausteine, die diese unterschiedlichen Wissensformen bis hin zur modernen Wissenschaft sowie zur PT aufeinander zu beziehen erlauben. Was in all diesen Erscheinungsformen im Zentrum steht, ist der Erwerb von *Wissen* – Wissen, das ausweisen können muss, dass es *wahres* Wissen ist. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, muss deshalb in jedem Fall eine *Vorstellung von Wirklichkeit* entwickelt werden, zu der Wissen in ein Verhältnis gesetzt werden kann. Unsere Erkenntnistheorien geben bezüglich des Verhältnisses von Wissen und Wirklichkeit zwei gegensätzliche Antworten: Realismen unterschiedlichster Provenienz gehen von einer grundsätzlichen *Verbindung* aus, diverse Konstruktivismen dagegen von einer *Trennung*; Beide Antworten arbeiten auf der Basis eines Apriori, das selbst nicht bewiesen werden kann. Realistische Ansichten unterschiedlicher Provenienz gehen von einem tatsächlich gegeben Verhältnis aus, konstruktivistische verneinen dies. Damit wird im ersten Fall eine grundsätzliche *Verbindung* postuliert, im zweiten Fall dagegen eine grundsätzliche *Trennung*. Die jeweilige Wahl bestimmt, wie wir uns zur Welt, zu den Gegenständen und Entitäten sowie zu uns selbst in Verbindung setzen. Sie bestimmt unsere ‚Wirklichkeit‘ bzw. alles, was wir als ihren letzten Grund annehmen. Genauer besehen hat man es in beiden Fällen jedoch mit einer kontingent-ontischen Interpretation über ein ontologisches Verhältnis zu tun,⁵ in das epistemische Situationen wie selbstverständlich eingebettet werden. Beide Versionen setzen dabei gleichermaßen einen epistemischen Schnitt voraus, eine Öffnung, die Wissen und Wirklichkeit trennt.

Der Gegensatz von Realismus und Konstruktivismus – und damit widersprüchliche ontische Interpretationen dieser Öffnung – bestimmt die Wissenschaften bis heute. Der Gegensatz ist, wie zu zeigen sein wird, in letzter Hinsicht *phantasmatisch*.

4 Viele andere Begriffe werden nicht zur Sprache kommen. Außerdem lasse ich Weiterentwicklungen, wie die sich in einem ästhetisierten Quasi-Spinozismus (bei Hillman) bzw. Hegelianismus (bei Giegerich) erschöpfende Archetypenpsychologie sowie die sich rund um Jungs *Rotes Buch* rankende Literatur und die Diskussion einer Manualisierung von Komplexen außer Acht.

5 In Bezug auf die Physik hat dies Scheibe (1964) prägnant herausgearbeitet.

Diese Behauptung bedarf natürlich einer eigenen Erklärung, die uns an die Grenzen der Erkenntnistheorie führen und dabei zeigen wird, dass die Geschichte der Erkenntnistheorie gänzlich neu aufgerollt werden kann – und mit ihr unsere Sicht auf den Hintergrund unterschiedlicher Wissenschaften und auf das, was Wirklichkeit bedeuten kann. Ziel ist dabei, das Verhältnis von Wissen und Wirklichkeit als VTV zu erfassen, das weder in der Dominanz des Verbindungs- noch in derjenigen des Trennungsphantasmas aufgelöst werden kann. Statt eines Entweder-oder soll ein gleichwertiges Sowohl-als-auch von Verbindung und Trennung nahegelegt werden. Um hier Missverständnissen vorzubeugen, sei noch einmal extra betont, dass das Phantasmatische das Verhältnis zur Wirklichkeit betrifft. Das heißt: Über die Wirklichkeit-an-sich können wir uns nur mittels dieser Phantasmen verständigen. Das heißt jedoch nicht, dass wir nicht auch physikalische, soziologische etc. Wirklichkeiten formulieren können, die interepistemisch fruchtbar werden können. Die Einschränkung betrifft also nur deren Grundlage.

Wissen ist darauf ausgerichtet, die Anforderungen des Lebens bewältigen zu können. Wissenschaft hat ebenso wie Kunst und Religion einen Bezug zur *conditio (in-) humana* – d. h. zu den *Bedingungen der Möglichkeit (und Unmöglichkeit) des Menschseins*. Das betrifft die alltäglichen Verrichtungen ebenso wie das Bestreben, unserem Leben im ‚Ganzen‘ einen *Sinn* zu geben. Menschlich zu sein, heißt, sich mit etwas ungeheurem ‚Großen‘ und unmenschlich Anmutendem auseinandersetzen zu müssen, das unter vielerlei Namen wie Natur, Welt, Gott, Wirklichkeit, Kontingenz usw. erscheint. Was diese Auseinandersetzung und alle Versuche, Schutz und Geborgenheit zu finden trägt, sind die beiden bereits genannten Dynamiken von Verbindung und Trennung. Das ‚Ganze‘ von Verbindung und Trennung, in dem Wirklichkeit, Wünschen und Wissen aufeinanderprallen, begegnet uns mehr oder weniger explizit auch in den Theorien der PT-Schulen. Er begegnet uns erst recht in den einzelnen Leidensgeschichten und in den vielschichtigen Projektionen auf das jeweils aktuelle Zeitgeschehen. Jedem, der in letzter Zeit therapeutisch gearbeitet hat, sind diese individuellen Projektionen auf das die Welt in Anspruch nehmende Zeitgeschehen geläufig. Themen wie Migration, Hunger, Krieg, globale Erderwärmung, das Leiden der Tiere, Katastrophen, Verschwörungstheorien, politisches Geschehen, eine drohende Technoapokalypse und aktuell die Corona-Pandemie haben nicht vor den Türen psychotherapeutischer Praxen Halt gemacht. Man merkt dabei jeweils schnell, dass bei all diesen Geschehen nicht der Mensch die Hauptrolle spielt. Eine *vis maior* macht sich bemerkbar und nötigt uns zu einer ständigen Neuanpassung an geänderte Lebensverhältnisse. Als ich diese Zeilen schreibe, beherrschen Ausgangsbeschränkungen und Quarantäne im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie das tägliche Leben. Ganze Städte und Länder fahren ihre Geschäfte bis auf die Grundsicherung herunter, während draußen in der Natur der Frühling mit unverminderter Kraft durchbricht. Dieser Kontrast zwischen dem Schönen, Erhabenen und dem Lebensbedrohlichen, Schrecklichen ist Charakteristikum der *conditio (in-)humana*. In der Auseinandersetzung mit diesem *numinosen* Kontrast entwickelt der Mensch bei Jung sein Selbst- und sein Sinnverständnis. Er tut dies, indem er sich zu dem Kontrast *in*

ein Verhältnis setzt. Dies ist jedoch nur deshalb möglich, weil er sich bereits – abhängig vom jeweiligen Deutungshorizont – vom Leben, der Natur, dem Sein, Gott usw. – in ein Verhältnis (der Verbindung bzw. Trennung) gesetzt weiß.

Das Wort Verhältnis gibt eben jene vorhin erwähnte vorgängige Öffnung, ein Statthaben und Sein-zu auf etwas hin, zu bedenken, einer Dynamik, der wir lebenslang ausgesetzt sind und die uns existenziell widerfährt. Traditionell wird diese Öffnung als vom Leben, von der Natur, vom Zufall, von einem Gott usw. ausgehend gedacht, ihr wird einerseits ein mehr oder weniger ausgeprägter inhärenter Sinn unterstellt, der danach streben lässt, nach einer ultimativen (Wieder-)Verbindung mit dem Sein, mit Gott oder der Natur zu suchen. Andererseits kann auch eine alles beherrschende Sinnlosigkeit angenommen werden. Wir werden später bei Jung sehen, dass sich all diese Begriffe wie Sein, Natur, Mensch, Göttliches, Sinn und Sinnlosigkeit im Begriff des *Selbst* verdichten. In jedem Fall sind mit dieser Öffnung eine Differenz, eine Art ‚Räumlichkeit‘ und ein Verlangen nach Richtung und Orientierung zu bedenken. Die Öffnung verlangt uns ab, sich dem Bodenlosen und einer möglichen Sinnlosigkeit auszusetzen und dennoch darauf zu hoffen, einen Sinn⁶ erschließen zu können. Aus dieser Öffnung formen wir eine ‚Welt-im-Ganzen‘ (*unus mundus, kosmos*), umfrieden Bereiche und grenzen ein ‚Außen‘ ab. Die Öffnung veranlasst uns, Fragen nach ihrem Grund und Ziel zu stellen und Erklärungsversuche wie Mythen, Metaphysik und Wissenschaften auszubilden, die ihren gemeinsamen Nenner in der Suche nach einer *Einheit* haben, von der man nicht weiß, ob sie einen Anfangs- oder einen Zielpunkt vorstellen soll. Sinn entsteht dabei letztlich daraus, dass die Dynamiken von Verbindung und Trennung in ein positives Verhältnis zueinander gesetzt werden können. Man kann diese Öffnung mit den Dualen von Wahrnehmung und Denken, von Natur und Geist oder von Natur und Kultur in Zusammenhang bringen. In erster Hinsicht ist diese Öffnung jedoch ein *Spielraum der Einbildungskraft* und der *Phantasmen*, und alle genannten Begriffe sind deshalb zunächst einmal nur Projektionsflächen dieses Spiels und dadurch *Medien* unterschiedlicher naturalistischer, existenzialistischer, idealistischer etc. Weltdeutungen, die man samt und sonders der Selbstbildfähigkeit des Menschen⁷ subsumieren kann.

6 Die etymologische Wurzel von Sinn liegt im germanischen *sinno* (Richtung) in Verbindung mit dem lateinischen Wort *sensus* (Sinnesempfindung). Das Wort bezeichnet ein VTV: Es stellt die Verbindung zweier Wurzeln dar. Richtung setzt Orientierung voraus, die von einem „Empfinden“ herrührt, das nach Orientierung verlangt (Nancy 2014, 112f.).

7 Dies hat kürzlich auch Gabriel im Sinne einer „humanistischen Unhintergebarkeitstheorie“ postuliert, der zufolge der Mensch die unhintergebbare Ausgangslage jeder ontologischen und epistemologischen Theoriebildung sein soll (2020a, 21): „Die Einbildungskraft ist für unsere Selbstbestimmung unüberschreitbar zentral. Denn wer oder was der Mensch ist, wird nicht durch den Fingerzeig auf irgendeine, allen Menschen eignende sichtbare oder mittels naturwissenschaftlicher Objektivierung technologisch sichtbar zu machende Eigenschaft geklärt. Wer wir sind und wer wir sein wollen, ergibt sich ausschließlich im historisch, synchron und diachron prinzipiell extrem variablen Konzert unserer Selbstvorstellungen“ (ebd., 28).